

Genderparadoxien in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern und Karrieren

Costas, Ilse

2001

<https://doi.org/10.25595/4473>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Costas, Ilse: *Genderparadoxien in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern und Karrieren*, in: Bulletin Texte / Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin (2001) Nr. 23, 11-31. DOI: <https://doi.org/10.25595/4473>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

Ilse Costas

Genderparadoxien in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern und Karrieren¹

I. Einleitung

Was ist eine Paradoxie, und was hat sie mit der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern und Karrieren zu tun? Paradoxie meint zunächst einmal „das dem Gelaubten, dem Erwarteten Zuwiderlaufende“. In diesem Sinne spricht auch Judith Lorber (New Haven 1994) von „paradoxes of gender“ und erklärt dazu, dass im Zusammenhang mit weiblichen und männlichen Typisierungen vieles von dem, was wir als feststehend und gegeben hinnehmen über gender, über seine Ursachen und Wirkungen, einer kritischen Untersuchung nicht standhalte oder anders erklärt werden müsse (Lorber 1994, S. 5).

Genau dies trifft auch auf unsere Erwartungen und Annahmen über geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Verteilungen im Hinblick auf Studienfächer und Berufskarrieren bzw. Berufssegmente zu. Weiblich konnotierte Studienfächer wie Geistes- und Kulturwissenschaften stehen eher männlich konnotierten wie Natur- und Ingenieurwissenschaften gegenüber. Ebenso ist es bei den Berufen. Betrachten wir jedoch unterschiedliche bürgerliche Gesellschaften in den letzten 150 Jahren bzw. vergleichen wir Zeitepochen, werden die geschlechtlichen Zuschreibungen variabel. Wir finden unerwartet hohe Frauenanteile in geschlechtsuntypischen Fächern und Karrieren oder andererseits relativ hohe Männeranteile, wo wir eher Frauen erwartet hätten. Wie kommt es zu diesen Veränderungen und Wandlungen in den geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und dementsprechend den gesellschaftlichen Praktiken? Worin liegen Brüche begründet? Bevor hierzu einige Ergebnisse präsentiert werden, möchte ich kurz die theoretischen Grundlage dieser Untersuchung skizzieren.

II. Theoretische Grundlagen des doing gender

Den Blick dafür, dass unsere Vorstellungen und Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit, von typischen Männer- und Frauenberufen kulturell und sozial konstruiert sind und bestimmte Funktionen in der Verteilung eines sozialen Status sowie in der Verteilung von Machtpositionen haben, verdanken wir der Theorie der sozialen Konstruktion von Geschlecht.

¹ Ergebnisse aus dem laufenden Forschungsprojekt zusammen mit Bettina Roß mit dem Thema „Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen“ im Rahmen des DFG-Schwerpunktes: Professionalisierung, Organisation und Geschlecht. Das Projekt läuft bisher etwas mehr als zwei Jahre. Überarbeitetes Manuskript meines Vortrages am 1.12.2000 im Wissenschaftlichen Kolloquium des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin

Die Theorie hat zwei Wurzeln, zum einen die Ethnomethodologie und Interaktionstheorie, zum anderen den Poststrukturalismus und die Diskurstheorie französischer Provenienz.²

Danach beinhaltet das *doing gender* einen Komplex von alltäglichen Sinn gebenden Interaktionen auf der mikrosozialen Ebene, aus denen festgefügte Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder und -vorstellungen hervorgehen. Das *doing gender* wird begriffen als eine in und aus sozialen Situationen heraus entstehende Eigenschaft: Es handelt sich dabei um ein Ergebnis und um eine Begründung verschiedener sozialer Arrangements und um ein Mittel, eine der fundamentalsten Unterscheidungen in unserer Gesellschaft zu rechtfertigen. Aus diesem Gegensatz resultieren tiefgreifende Macht- und Statusunterschiede.³ Das *doing gender* in Interaktionsprozessen wirkt somit auf die Handelnden zurück, strukturiert und ist zugleich eingebunden in gesellschaftliche Prozesse, Organisationen und Institutionen. Es hält die institutionellen Arrangements gleichzeitig aufrecht, reproduziert und legitimiert sie. Goffman spricht von institutioneller Reflexivität. Wenn wir also durch unsere Handlungen und Praktiken Geschlechter definieren und ihnen Sinn beimessen, wird infrage gestellt, dass es so etwas wie das Wesen „Frau“ oder das Wesen „Mann“ mit feststehenden Identitäten (also kohärenten Eigenschaften, Denkweisen etc.) gibt. Die Kritik am Denken in Binaritäten oder Dualismen wie Mann-Frau, aktiv-passiv, Vernunft-Gefühl, Kultur-Natur mit jeweils wesenhaften, also notwendigen feststehenden Eigenschaften gerade für die Norm, „was männlich und was weiblich ist“, hat besonders Judith Butler⁴ expliziert. Sie fasst darüber hinaus die Subjektidentitäten als durch Diskurspraktiken konstituierte Effekte auf. Handelnde Subjekte wie Mann und Frau sind also nicht vor der Tat, der Handlung, der Kommunikation, der Interaktion als mit bestimmten Eigenschaften fest ausgestattete Wesen vorhanden, sondern werden dazu durch die produktiven Wirkungen dieser immer wieder diskursiv hergestellten Hierarchie- und Machtverhältnisse. Dabei werde dieser Prozess der diskursiven Produktion selbst verschleiert. Butler begreift somit die Geschlechtsidentität eher als normatives Ideal, denn als deskriptives Merkmal der Erfahrung.

In der sozialen Konstruktion von Geschlecht kommt es nicht darauf an, was Männer und Frauen tatsächlich machen. Es zählt nicht, auch wenn sie exakt das Gleiche tun. Die soziale Konstruktion von Geschlecht insistiert nur darauf, dass das, was Mann und Frau tun, als different wahrgenommen und aufgefasst wird. Wenn die Differenzen zu gering werden, tritt das *sameness-taboo* – das Gleichheitstabu – in Aktion. Dafür gibt es ein eindeutiges Beispiel aus der Entwicklung des Bildungssystems: Als in der Weimarer Republik die Höheren Mädchenschulen 1923 in ihrem Lehrprogramm und in ih-

² Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy: *Gender: an ethnomethodological approach*, Chicago 1985; Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt a.M./New York 1994; Derrida, Jacques: *Grammatologie*, Frankfurt/Main 1994; Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt/Main 1997

³ West, Candace/Fenstermaker, Sarah: *Doing Difference*, in: *Gender & Society*, vol. 9, no. 1, Febr. 1995, S. 8-37; West, Candace/Zimmerman, Don H.: *Doing Gender*, in: Lorber, Judith/Farrell, Susan A. (Hg.): *The Social Construction of Gender*, Newbury Park/London 1991, S. 13-37; Lorber, Judith: *Paradoxes of Gender*, New Haven 1994

⁴ Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1991

rem Lehrkörper an die zum Abitur führenden Knabenschulen angepasst wurden – ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur strukturellen Gleichheit in der Jungen- und Mädchenschulbildung –, geschah dies jedoch mit der Auflage des Bildungsministeriums, gleichzeitig nebenher ein frauenspezifisches Kursangebot zur Vorbereitung auf die Hauswirtschaft, Handarbeit und auf Kinderbetreuung als Frauenschule einzurichten, so als ob trotz der Gleichstellungsmöglichkeiten im Hinblick auf das Abitur dennoch symbolisch und real an der Geschlechterdifferenz festgehalten werden müsse. An diesem Beispiel wird auch deutlich, dass die soziale Konstruktion von Geschlecht nicht bei einem diskursiven Prozess stehenbleibt, sondern sich in gesellschaftliche Institutionen und Strukturen einschreibt.

Weil nach dem theoretischen Ansatz des doing gender Männlichkeit oder Weiblichkeit keine Essenzen sind, sondern immer wieder hergestellt werden müssen, liegen in diesen sozialen und kulturellen Prozessen gerade Möglichkeiten, auf individueller und institutioneller Basis an den inhaltlichen Bestimmungen (und vielleicht auch an den gesamten Konstruktionsmechanismen) etwas zu ändern.

Wenn wir die geschlechtlichen Normierungen von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen analysieren wollen, vermag gerade die Theorie der sozialen Konstruktion von Geschlecht unseren Blick für Veränderungen in den geschlechtlichen Zuschreibungen zu schärfen. Lassen sich in der Entwicklung der geschlechtlichen Attributierung der wissenschaftlichen Fächer und Karrieren Brüche und Umwidmungen feststellen, kann das auch als Bestätigung der Theorie des doing gender angesehen werden.

III. Quellen und Analysemethoden

Datengrundlage in diesem Projekt sind u.a. einerseits von uns selbst erhobene Individualdaten von Hörerinnen, Studentinnen und beschäftigten Wissenschaftlerinnen an ausgewählten Universitäten. Diese Individualdaten bilden die Grundlage einer Datenbank mit soziodemographischen Merkmalen wie Vaterberuf, Konfession, Nationalität, Alter, Vorbildung und Daten zum Studium und zur Karriere wie Studienfach, angestrebter Abschluss, Anstellung an der Universität usw. Bisher umfasst der Individualdatensatz Hörerinnen und Studentinnen der Universität Göttingen von 1895 bis 1933 sowie Wissenschaftlerinnen von Universitäten mit einem hohen Frauenanteil in frauenuntypischen Fächern bzw. insgesamt mit einem hohen Frauenanteil wie im Fall der Universitäten Marburg, Hamburg, Köln und Berlin.⁵ Diese einzelfallbezogenen Daten bieten die Möglichkeit, Zusammenhänge im Hinblick auf den Einfluss von sozialen Faktoren, wie sozialer Status, Vorbildung usw. auf die Fächer- und Karrierewahl mit statistischen Analysemethoden wie die loglineare Analyse oder nichtparametrische Tests festzustellen. Eine außerordentlich umfassende Datengrundlage steht uns in Form der Datensammlung zur deutschen Bildungsgeschichte, erarbeitet von Hartmut Titze und seinen Mitarbeitern in elektronischer Form

⁵ In die Studie ist auch die Universität München einbezogen, die Auswertung der Daten und Quellen ist aber noch nicht abgeschlossen.

zur Verfügung.⁶ Hierbei handelt es sich u.a. um Daten über Studierendenfrequenzen an Universitäten, Fakultäten und in Studienfächern getrennt nach Geschlecht bis 1941. Sämtliche dieser Datensätze werden in einer von uns gestalteten Datenbank erfasst.

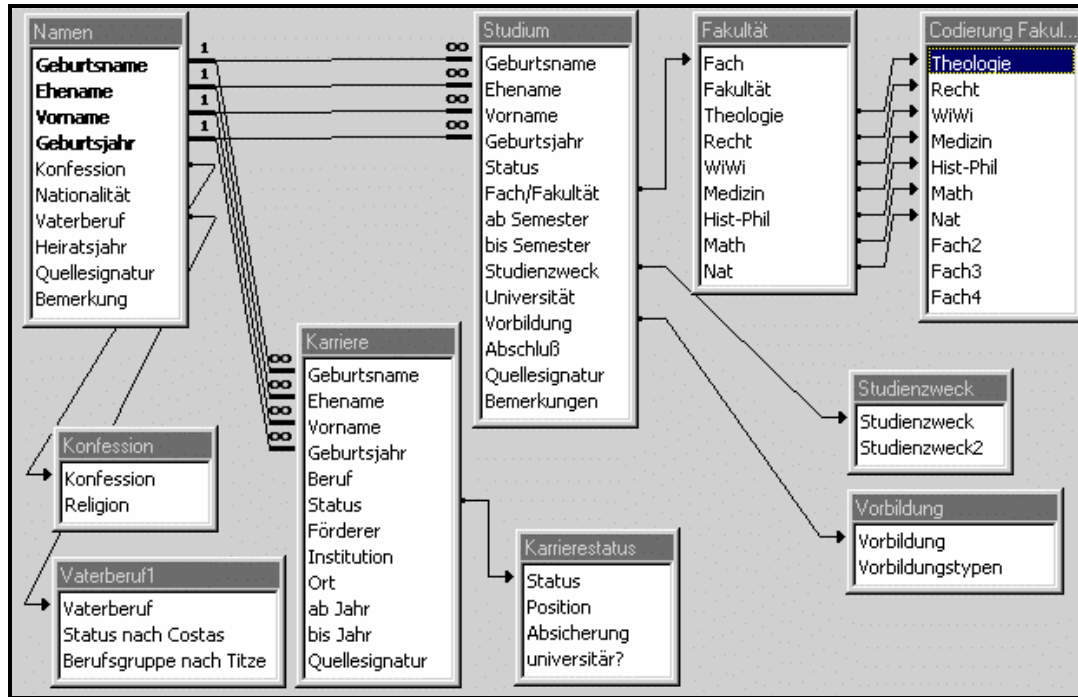


Abb. 1: Erfasste Merkmale⁷ und Struktur der Datenbank. Primärschlüssel ist ein Index über Geburtsname, Ehefrau, Vorname und Geburtsjahr.

⁶ Heinemann, Manfred/ Herrlitz, Hans-Georg/ Lundgreen, Peter/ Müller, Dieter K./ Titze, Hartmut/ Zymek, Bernd: Datenbank im Rahmen des DFG-Forschungsprojektes „Qualifikationskrisen und Strukturwandel des Bildungssystems“, Göttingen, vgl. auch Titze, Hartmut: Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944, Göttingen 1987 (=Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Band I: Hochschulen, 1. Teil); Titze, Hartmut: Wachstum und Differenzierung der deutschen Universitäten 1830-1945, Göttingen 1991 (=Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Band I: Hochschulen, 2. Teil); Müller, Detlef K./ Zymek, Bernd: Sozialgeschichte und Statistik des Schulsystems in den Staaten des Deutschen Reiches 1800 – 1945, Göttingen 1987 (=Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Band II: Höhere und mittlere Schulen, 1. Teil).

⁷ Bei dem sozialstrukturellen Merkmal „Status nach Costas“ handelt es sich um eine sozialstrukturelle Klassifizierung, die auf Berufen aufbaut. Unterschieden wird nach Adel, Besitzbürgertum, Bildungsbürgertum, nach altem und neuem Mittelstand sowie Arbeitern/Dienstboten. Vgl. Costas, Ilse 1987: Die Sozialstruktur der Studenten der Göttinger Universität im 18. Jahrhundert, in: Herrlitz, Hans-Georg/ Kern, Horst (Hg.): Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen, S. 133ff. In den Berufsgruppen nach Titze et al. sind die Vaterberufe einer etwas feingliedrigeren Sozialstruktur zugeordnet: höhere Beamte, Offiziere, mittlere und untere Beamte, freie Berufe, Großlandwirte, mittlere und Klein-Landwirte, Handel/Gewerbe, Angestellte, Arbeiter. Siehe Titze 1987, S.228-237.

IVa. Empirie: Studienfächer und Karrieren nach ihrer geschlechtsspezifischen Verteilung – Widersprüche zu unseren Erwartungen

Was wird als männlich, was wird als weiblich konnotiert angesehen, und wie sieht die gesellschaftliche Praxis aus? Schauen wir uns einige Eckdaten für die Studienfächer von heute an, die unsere Erwartungen bestätigen. Es scheint geradezu der „klassische“ Fall realisiert zu sein, dass bei den Frauen als Studienanfängerinnen unter den 10 am häufigsten studierten Fächern Germanistik an erster Stelle steht – bei den Erstsemestern machen die Frauen hier z.B. im Wintersemester 1995/96 fast 80 % aus. Weiter sind unter den 10 am häufigsten gewählten Fächern⁸ sämtlicher Studentinnen unter anderem Pädagogik, Anglistik und Psychologie, Fächer, die bei den Männern keine Favoriten sind. Bei den Männern finden wir hingegen – neben der Betriebswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft und der Medizin wie auch bei den Frauen – eine starke Konzentration auf ingenieurwissenschaftliche Fächer sowie Informatik, Physik und Chemie. Damit wirkt heute trotz aller Emanzipationsbewegungen und –bemühungen zumindest zum Teil noch immer die geschlechtsspezifische Normierung von wissenschaftlichen Studienfächern und der damit verbundenen Karrieren, die schon Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland vorherrschte. So hat z.B. Helene Lange, eine der wichtigsten Frauen in der bürgerlichen Frauenbewegung und eine der bedeutendsten Bildungsreformerinnen, eine bessere Bildung für Frauen und ihre Partizipation am Lehrerberuf auch in den höheren Mädchenschulen vor allem für den Deutschunterricht und für sprachliche Fächer gefordert, damit die Frauen aus den Eigenschaften ihrer geistigen Mütterlichkeit heraus die Schülerinnen ethisch formten. Genau dies sah sie als den eigentümlichen Beitrag der Frau zum Kulturleben an⁹. Auch Georg Simmel hatte um die Jahrhundertwende – auf den Spuren des Differenzierungstheoretikers Herbert Spencer par excellence – den möglichen Beitrag der Frauen zur Kultur aus ihren spezifischen Eigenschaften des Einfühlungsvermögens, des Nachempfindens und ihrer Innerlichkeit heraus konstruiert¹⁰.

Entgegen den traditionellen und auch heute noch zum Teil existierenden geschlechtsspezifischen Normierungen und gesellschaftlichen Praktiken fällt für die längerfristige Entwicklung jedoch Folgendes – und damit eine wichtige Paradoxie – auf: Der Anteil von Frauen an eher männlich konnotierten Studienfächern, wie Mathematik und Naturwissenschaften, an deutschen Universitäten war abgesehen vom Ersten Weltkrieg besonders in den 1920er Jahren hoch, und zwar im Gegensatz zur derzeitigen Entwicklung in der Bundesrepublik immer höher als ihr Gesamtanteil an allen Studierenden. Schauen wir uns diese Verteilung genauer anhand der Entwicklungen an den Universitäten Göttingen, Berlin, Marburg, Bonn sowie für alle preußischen Universitäten an:¹¹

⁸ Bezogen auf das Wintersemester 1991/92.

⁹ Lange, Helene: *Kampfzeiten*, Bd.1, Berlin 1928, S.197–216 und Bd. 2, Berlin 1928, S. 213

¹⁰ Simmel, Georg: *Schriften zur Soziologie und Philosophie der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1985; Spencer, Herbert: *Studium der Soziologie*, Leipzig 1975, Übersetzung der zweiten englischen Auflage, S. 218–231; ders.: *Social Statics*, New York/ London 1908, S. 73-79.

¹¹ Die in den Abbildungen 2 bis 6 dargestellten Daten sind folgender Datenbank entnommen: Heine- mann, Manfred/ Herrlitz, Hans-Georg/ Lundgreen, Peter/ Müller, Dieter K./ Titze, Hartmut/ Zymek, Bernd: Datenbank im Rahmen des DFG-Forschungsprojektes „Qualifikationskrisen und Strukturwandel des Bildungssystems“, Göttingen.

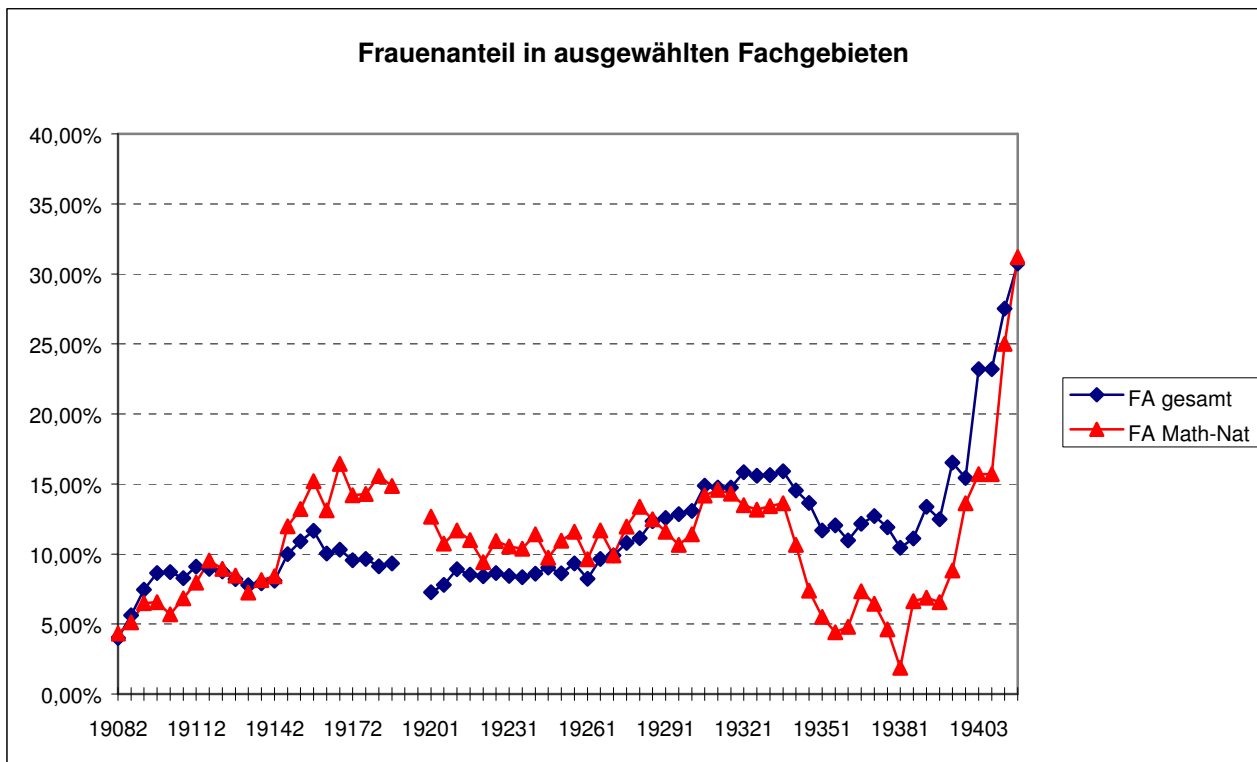


Abb. 2: Universität Göttingen: Frauenanteil (=FA) insgesamt und an den Mathematik und Naturwissenschaften Studierenden im jeweiligen Sommersemester (1) und Wintersemester (2)

Differenzieren wir für die Universität Göttingen weiter nach Mathematik-Studierenden und Physik-Studierenden, ergibt sich, dass der weibliche Anteil an den Mathematik-Studierenden den Frauenanteil an der gesamten Studentenschaft in den 20er Jahren um 50 bis 100% überstieg, während der Frauenanteil in der Physik dem Gesamtanteil entsprach oder etwas darunter lag. Nur zum Vergleich sei angemerkt: Würden diese Relationen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts gelten, müsste der Frauenanteil in Physik von 10,6% auf knapp 45% (Wintersemester 1997/98 an der Universität Göttingen) steigen. In den 1930er Jahren bis Kriegsbeginn geht dann der Anteil von Frauen in diesen Fächern zurück.

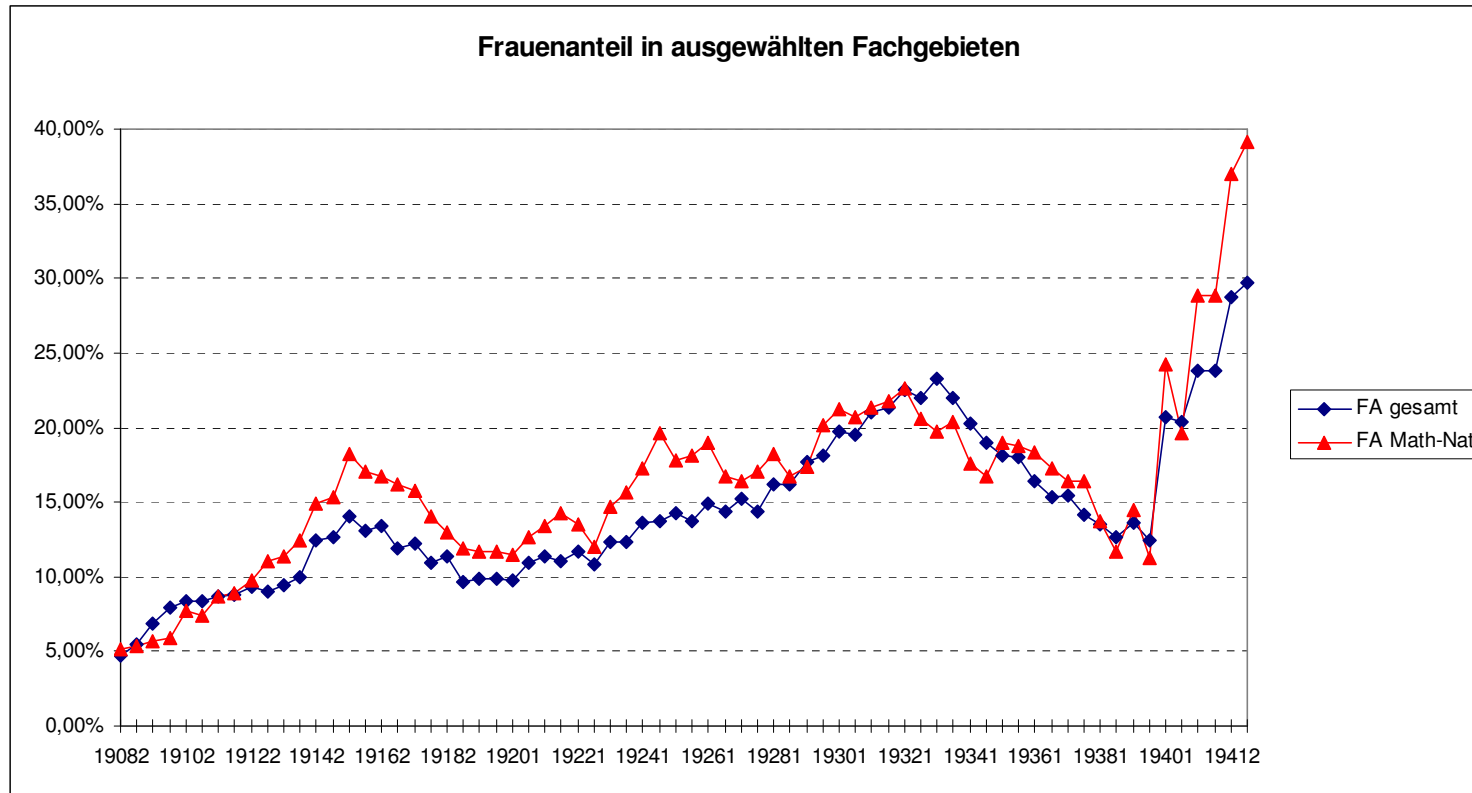


Abb. 3: Universität Berlin: Frauenanteil (=FA) insgesamt und an den Mathematik- und Naturwissenschaften-Studierenden

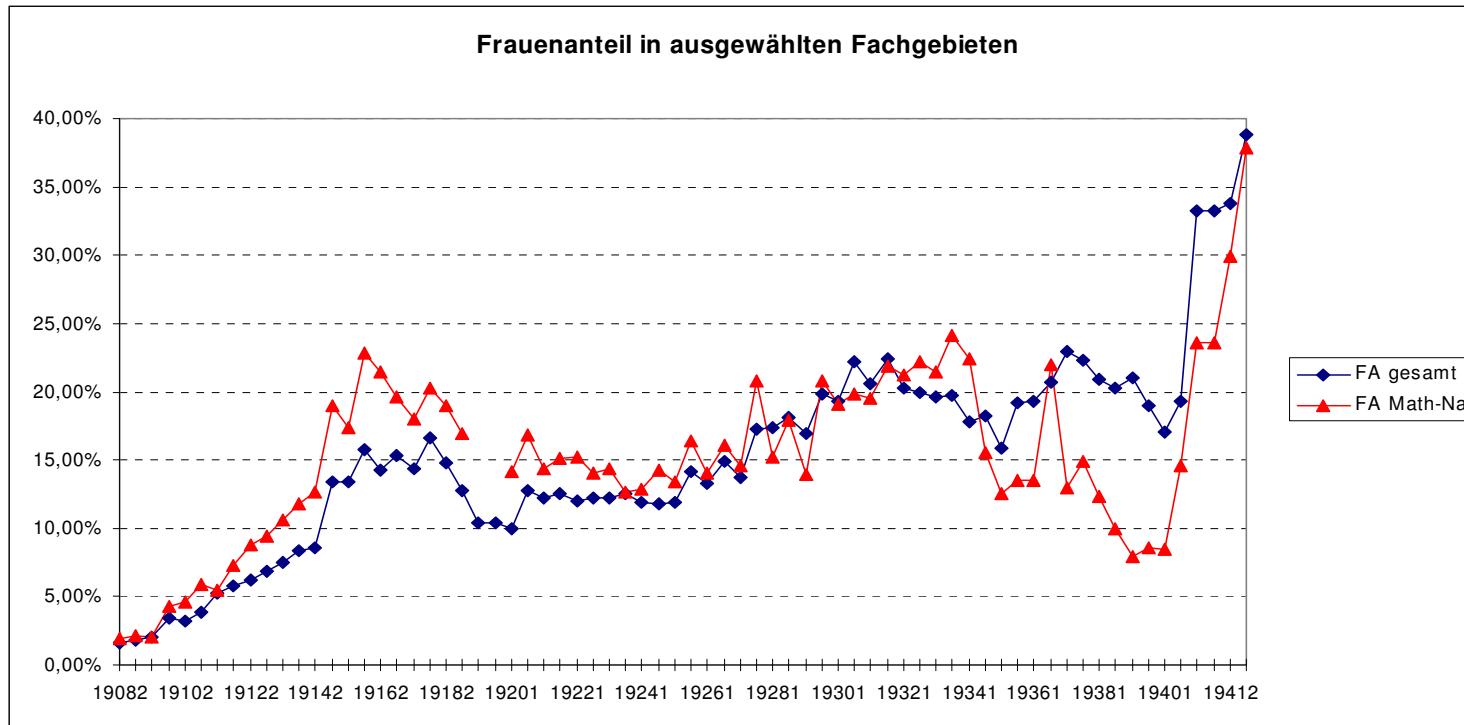


Abb. 4: Universität Marburg: Frauenanteil (=FA) insgesamt und an den Mathematik-und Naturwissenschaften-Studierenden

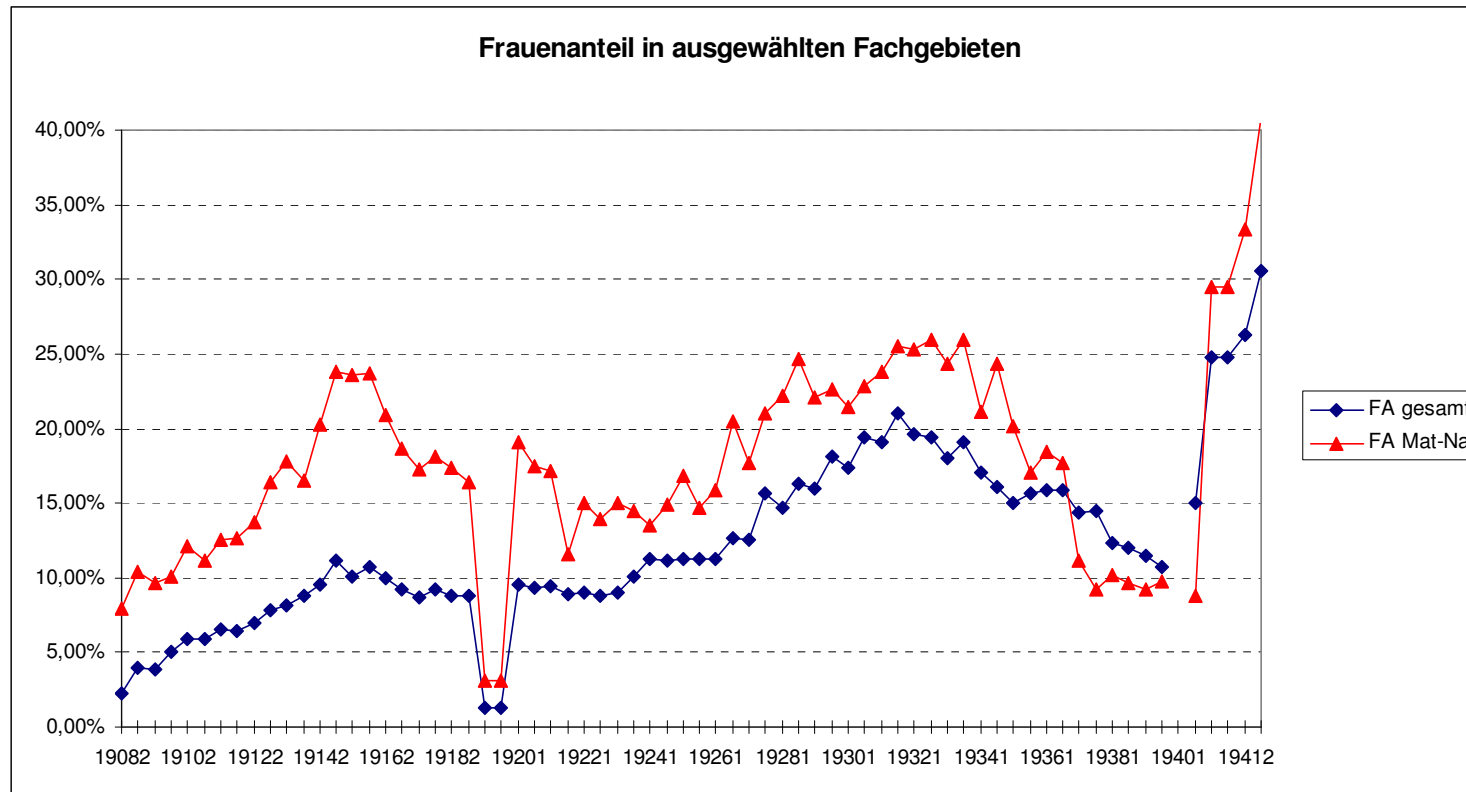


Abb. 5: Universität Bonn: Frauenanteil (=FA) insgesamt und an den Mathematik-und Naturwissenschaften-Studierenden

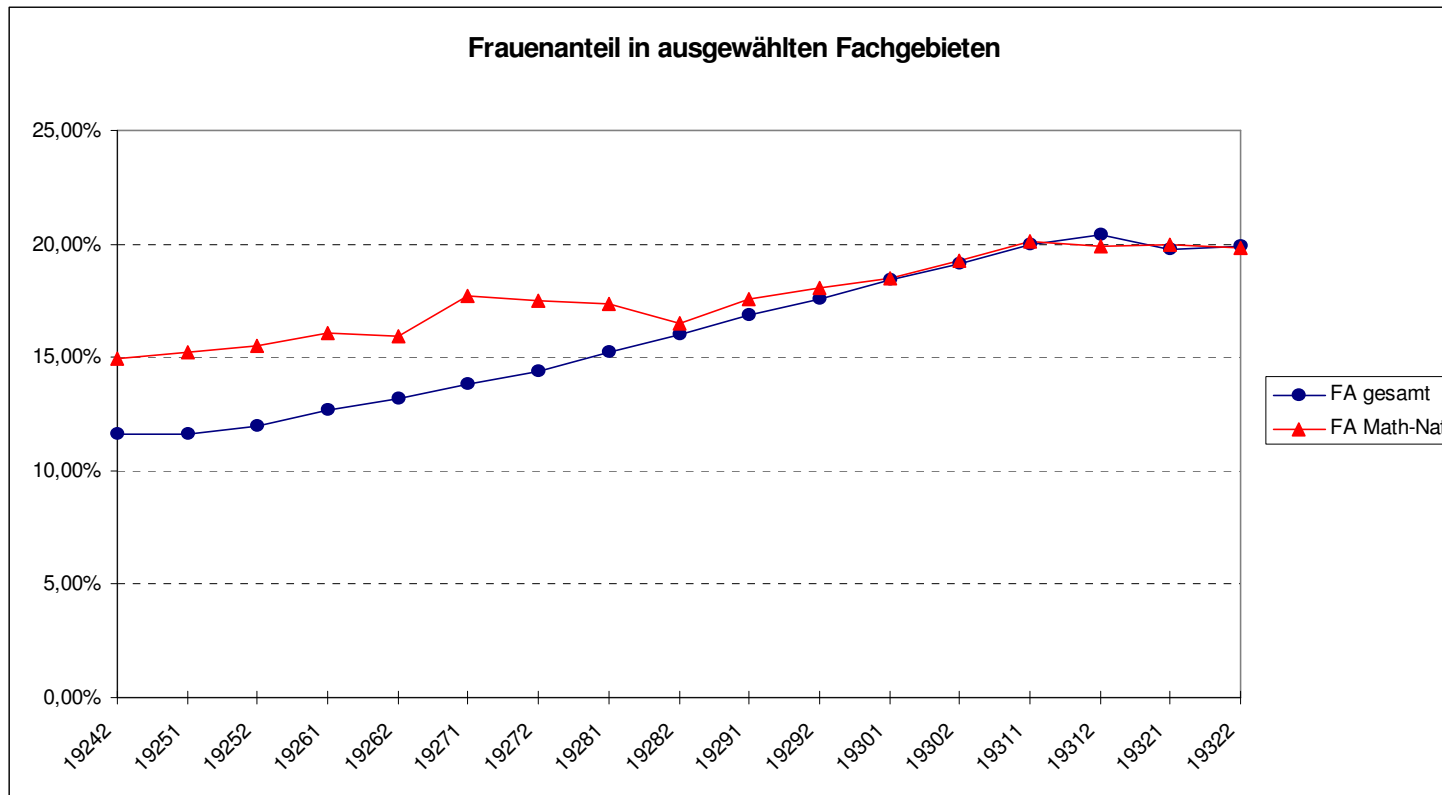


Abb. 6: Alle preußischen Universitäten: Frauenanteil (=FA) insgesamt und an den Mathematik- und Naturwissenschaften-Studierenden

Zu erinnern ist auch daran, dass die ersten Gasthörerinnen an deutschen Universitäten, meist Ausländerinnen, in den 1890er Jahren mehrheitlich Mathematik und Naturwissenschaften studierten.

Hinzu kommt, dass der Anteil von Frauen an Promotionen in diesen Fächern außergewöhnlich hoch war, dies traf z.B. auf Göttingen, aber auch auf Berlin zu.¹²

Bei den ersten Habilitationen von Frauen war der Anteil in der Mathematik und den Naturwissenschaften bis 1932 ebenfalls hoch. Dieser Trend lässt sich auch bis in die Verteilung der wissenschaftlich tätigen weiblichen Angestellten an den Universitäten verfolgen, die wir gleich noch näher untersuchen werden.

Auch für andere Länder, z.B. für die USA, ist von Margaret Rossiter gezeigt worden, dass im Widerspruch zur Gegenwart und zu unseren stereotypen Vorstellungen von Geschlecht der Anteil von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen in eher „unweiblichen“ Fächern wie Mathematik und Naturwissenschaften zunächst relativ hoch war, in den 1920er Jahren dann jedoch zugunsten „weiblicher“ Fächer wie home economics und Sozialpädagogik u.ä. rückläufig war.¹³

Aus den in der bisherigen Forschung konstatierten Widersprüchen und Entwicklungen der Vergeschlechtlichungsprozesse ergeben sich folgende neue Forschungsfragen:

Welche Faktoren einschließlich kultureller Diskurse führen dazu, dass Studienfächer, wissenschaftliche Teildisziplinen und Teilbereiche einer Profession eher als „weiblich“ oder eher als „männlich“ definiert und angesehen werden?

Unter welchen Bedingungen treten Umkehrungen oder Abschwächungen in der Zuordnung ein?

Wie setzt sich dieses Muster von geschlechtlichen Zuschreibungen auf die Studienfächerwahl, die qualifizierenden Abschlüsse und die eingeschlagenen Karrieren durch?

Welche gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen, welche sozialen Prozesse und kulturellen Diskurse führen zu Abweichungen und zu Widersprüchen zwischen den Konstruktionen geschlechtlicher Normierungen und gesellschaftlichen Praktiken?

Welche reflexiven Prozesse werden dadurch wiederum bei den geschlechtlichen Zuschreibungen eingeleitet?

Einige dieser Fragen sollen im Folgenden durch die quantitativen und qualitativen Analysen an einigen Universitäten näher untersucht werden, und zwar geht es dabei um die wissenschaftlichen Karrieren von Frauen und deren Bedingungen.

¹² Vogt, Annette: Findbuch (Index-Book). Die Promotionen von Frauen an der Philosophischen Fakultät von 1898 bis 1936 und an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät von 1936 bis 1945 der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin sowie die Habilitationen von Frauen an beiden Fakultäten von 1919 bis 1945, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 57, Berlin 1997, S. X-XV. Für die gegenwärtige Entwicklung vgl. Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur: Berichte aus der Frauenforschung: Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin, Hannover 1997, S.533-550. In den Fächern Chemie und Biologie ist der Frauenanteil an den Promotionen auch heute hoch, weil hier die Promotion als berufsqualifizierender Abschluss gilt.

¹³ Rossiter, Margaret W.: Women Scientists in America. Struggles and Strategies to 1940, Baltimore 1982.

IVb. Anstellungen von Frauen in wissenschaftlichen Positionen an den Universitäten – einige exemplarische Trends

An der Universität Marburg – einer traditionsreichen etablierten Universität – war der Frauenanteil an den Studierenden schon 1915 insgesamt mit über 10% relativ hoch. In der Mathematik und den Naturwissenschaften lag der Frauenanteil sogar weit über dieser Gesamtfrequenz und zwar schon 1915 über 20%. Im Gegensatz dazu gelangten kaum Frauen in eine wissenschaftliche Position an der Universität. In der Mathematik und in den Naturwissenschaften wurden bis auf eine Assistentin 1945 Frauen nur als Hilfskräfte beschäftigt. Damit haben wir es hier in diesen Fächern mit einer systematischen Exklusion nach Geschlecht zu tun. Über alle Fakultäten hinweg wurden bis 1945 insgesamt 90 Frauen an der Universität Marburg beschäftigt, davon waren aber 77 nur Hilfskräfte oder vertretende Assistentinnen. An der Universität Marburg wurde z.B. 1935 eine Habilitation mit der Begründung abgelehnt, dass „relativ hoch besoldete Stellen möglichst Männern gegeben werden sollten.“¹⁴ Bis 1945 wies die Universität Marburg keine Professorinnen auf.

Die Universität Köln, 1919 als städtische Universität aus einer städtischen Handelshochschule und einer städtischen Verwaltungshochschule gegründet, war attraktiv für Studentinnen in den sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fächern. Der Frauenanteil betrug in der Weimarer Republik ca. 10%. An der Verwaltungshochschule wurde schon 1916 eine eigene Abteilung für das Frauenhochschulstudium in den sozialen Berufen eingerichtet. Dieses zielte darauf ab, Frauen zu Sozialbeamtinnen auszubilden. Neben den Schwerpunkten Sozialpolitik, Wirtschaft, Pädagogik, Versicherungslehre, Familienrecht, Psychologie, Ethik und soziale Fragen wurde von den Frauen praktische Sozialarbeit erwartet. Dieser Studiengang bot eine qualifizierte Berufsausbildung für Frauen in geschlechtsspezifischer Weise. Den Frauen wurden besondere Fähigkeiten zugeschrieben, vor allem was ihr Einfühlungsvermögen und ihre Nähe zu Themen wie Familie, Wohnungspolitik und soziale Fürsorge betrifft. Diese Ausbildung galt in der innerfachlichen Werteskala allerdings als minderwertig, praxisorientiert und damit eher unwissenschaftlich. Der Studiengang „Frauen-Hochschulstudium für soziale Berufe“ ist ein herausragendes Beispiel für die Verknüpfung von sozialen Aufgaben mit dem weiblichen Geschlecht und die darauf folgende Abwertung dieser Aufgaben als „weiblich“, unwissenschaftlich und minderwertig. Erschwert wurde diese Problematik noch dadurch, dass die Karrierechancen der so ausgebildeten Frauen sehr schlecht aussahen: trotz der Bejahung der „weiblichen“ sozialen Aufgaben wurden Frauen sehr selten in höheren Positionen der sozialen Arbeit eingesetzt und auch nicht als leitende Beamtinnen eingestellt.

Dies trifft auch auf die Universitäten zu. Bei den angestellten Wissenschaftlerinnen ist auffällig, dass deren Beschäftigung gerade nicht in denjenigen Fächern geschah, in denen viele Frauen studierten und promovierten, nämlich in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

¹⁴ Hessisches Staatsarchiv zu Marburg, Rektorat und Senat der Philipps-Universität Marburg: Bestand 305a acc 1975/79 + 1976/10 734 Lektoren und Assistenten 1925-36; Catalogus professorum academiae, 2. Band: 1911-1971.

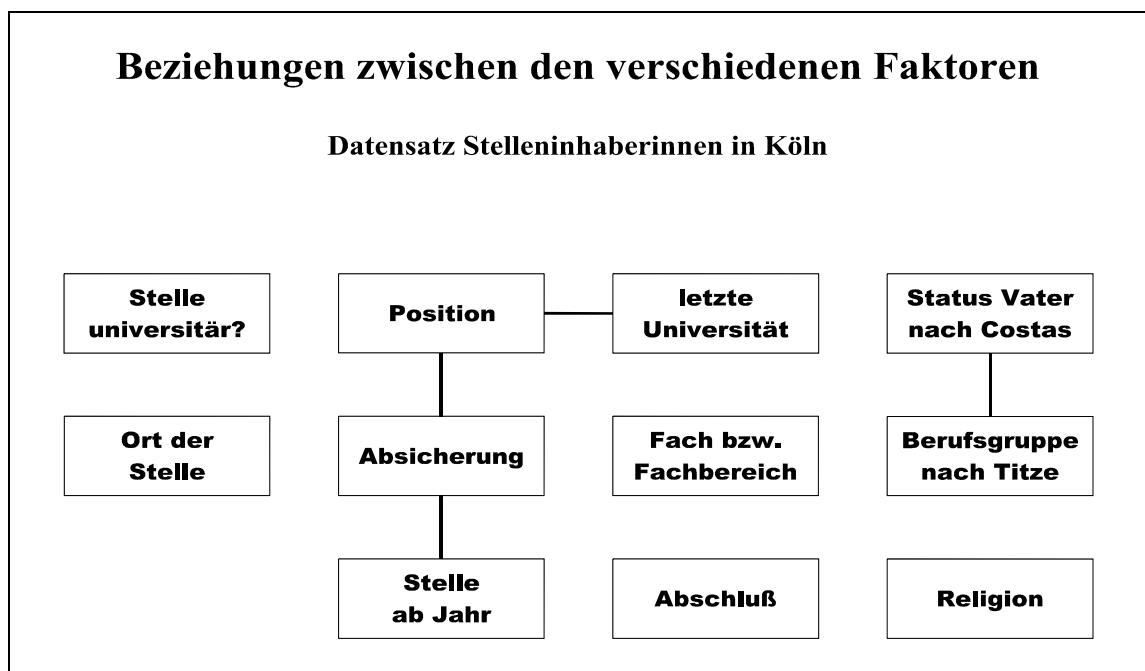


Abb. 7: Ein Faktorengeflecht als Ergebnis mehrerer loglinearer Analysen für die Stelleninhaberinnen an der Universität Köln. Signifikante Zusammenhänge werden durch Linien angezeigt.

Die am Fachbereich Sozial- und Wirtschaftswissenschaften angestellten Frauen kamen über die Positionen von Promovendinnen, Hilfsassistentinnen und sehr häufig von Schreibkräften nicht hinaus. Diesen Trend bestätigte auch die statistische Auswertung mit der loglinearen Analyse (vgl. Abb.7). Diese versucht, bei qualitativen Variablen multivariante Zusammenhänge aufzuspüren. Interessant sind hierbei gerade die nicht durch eine Linie verbundenen Faktoren: Es konnte keinerlei Zusammenhang zwischen dem letzten Abschluss der Frauen und ihren Berufspositionen gefunden werden. Auch hier begegnet uns wieder eine Genderparadoxie, die nach der funktionalistischen Theorie der Professionen nicht auftreten dürfte. Von den 142 erfassten promovierten¹⁵ und den 57 von der Universität Köln eingestellten Frauen waren es nur 19, die auch in Köln promoviert wurden.¹⁶ Denn die qualifizierten Bewerberinnen aus Köln wurden im allgemeinen nicht beschäftigt; die wenigen Frauen in höheren Positionen kamen aus anderen Städten.¹⁷ Der übliche Berufsverlauf innerhalb der universitären Karriere über Examen – Promotion – Habilitation konnte also nur von sehr wenigen Frauen beschritten werden und dies, obwohl es Anstellungen von Frauen und auch viele promovierte Frauen an der Universität Köln gab. Es ist zu vermuten, dass das Bestreben, die neuen universitären Fächer der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften zu etablie-

¹⁵ Universitätsarchiv Köln, Promotionsverzeichnis der Universität Köln.

¹⁶ Universitätsarchiv Köln, Rektoratsakten, Kuratoriums- und Verwaltungsakten sowie Kartei „Berufsschicksale“ der Universität Köln.

¹⁷ Universitätsarchiv Köln, Personalakten der Universität Köln.

ren und aufzuwerten¹⁸, dazu führte, dass Frauen aus den öffentlich sichtbaren und wirksamen Ämtern herausgehalten wurden. Neben Konkurrenzängsten und dem Ziel, die „Aufgabe der Frau in der Familie“ nicht zu gefährden, wurde eine Abwertung der Fächer durch die Wahrnehmbarkeit von Frauen befürchtet. Das frauenfördernde Handeln z.B. von Professor Peter von Wiese und von Professor Kaiserwaldau, der in den ersten Jahren der Universität Köln fast alle Promotionen von Frauen betreute, wirkte sich nicht positiv auf die Anstellung von Frauen aus.

Von neun in Köln habilitierten Frauen kam nur eine aus der Soziologie, die anderen aus der Chemie, Orientalistik, Psychologie, Geschichte, Slawistik, Anglistik und Medizin. Bis zur Professur gelangten noch weniger Frauen und dies erst im bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg. Wie zu erkennen ist, gab es keine Professorin aus dem sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Bereich, obwohl sehr viele Frauen studierten und auch promovierten. Ähnlich wie an anderen untersuchten Fakultäten gab es qualifizierte Frauen mit teilweise hervorragenden Doktorabschlüssen – die Entscheidung über Anstellungen folgte in der Praxis jedoch offensichtlich dem Kriterium „Geschlecht“. In diesen neuen Studienfächern achtete die männliche Professorenschaft vermutlich noch verstärkt – aus Angst vor einer inneruniversitären Abwertung – auf die Exklusion von Frauen aus höheren Positionen.

Im Klartext bedeutet dies, dass es weitgehend egal war, ob sie Studentinnen oder promovierte Wissenschaftlerinnen waren; sie verblieben in Hilfspositionen oder fanden keine Anstellung. Schon in der Weimarer Republik bedeutete Qualifikation also an der Kölner sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät keine Erhöhung der Berufschancen von Frauen in einer wissenschaftlichen Karriere.

Die Verhältnisse an der Berliner Universität waren für eine Karriere von Frauen günstiger¹⁹. Insgesamt konnten wir 230 Fälle auswerten, die wir einer loglinearen Analyse unterzogen. Gesicherte Beziehungen im statistischen Sinn werden in Abbildung 8 durch gezogene Linien angezeigt. Die gestrichelte Linie markiert einen Zusammenhang, der auftritt, weil die beiden Faktoren aus dem gleichen Originalfaktor abgeleitet wurden.

¹⁸ Vgl. Wobbe, Theresa 1997: Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft, Frankfurt/M/New York, S. 130f.

¹⁹ Akten im Universitätsarchiv, dem Personal- und Vorlesungsverzeichnis 1908/09 bis 1944/45 sowie Datenbank, und zwar wurde über Frauen recherchiert, die einschließlich des Jahres 1945 jemals eine Anstellung im Wissenschaftsbereich an der Friedrich-Wilhelms-Universität hatten. Darunter sind auch einige, die zunächst eine Anstellung an der Universität hatten, dann aber außerhalb weitere Karriereschritte vollzogen. Die jeweils höchste erreichte Position wurde verzeichnet.

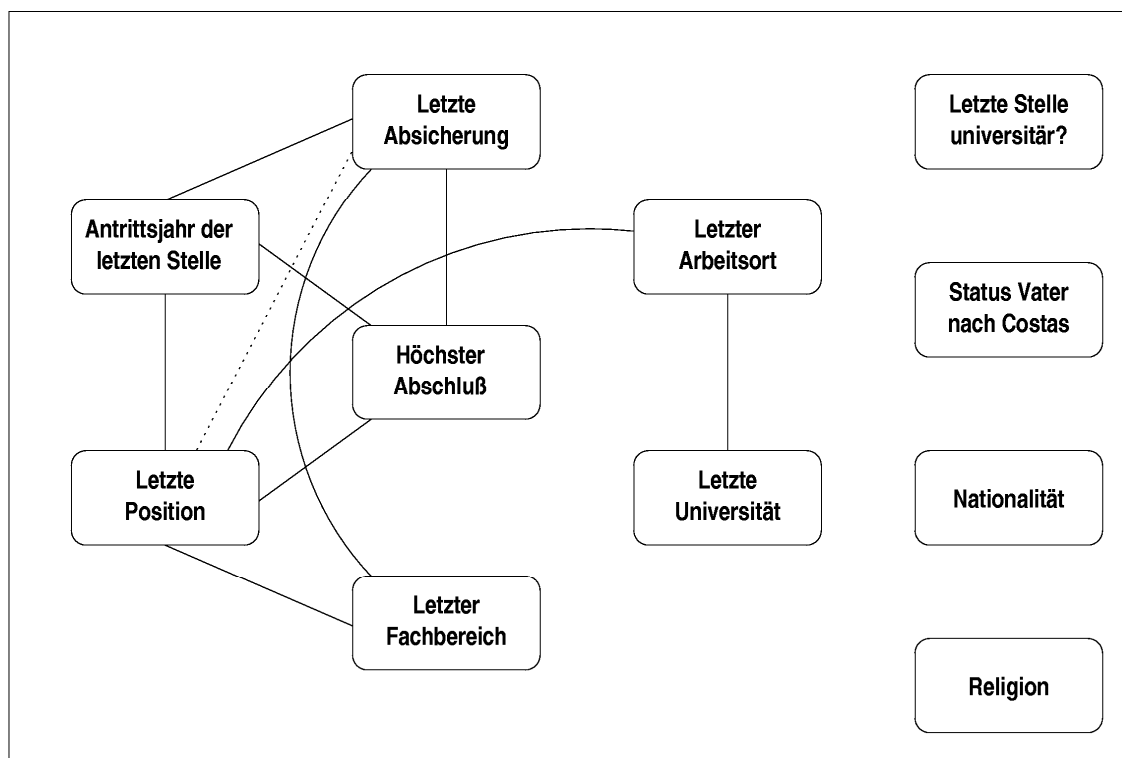


Abb. 8: Ein Faktorengeflecht als Ergebnis mehrerer loglinearer Analysen für die Stelleninhaberinnen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Signifikante Zusammenhänge werden durch Linien angezeigt.

Im Gegensatz zu Köln wird ein Zusammenhang zwischen Qualifikation und erreichter Position sichtbar. Außerdem können wir entnehmen, dass es einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem studierten Fach und der Art der Absicherung in der Beschäftigung gab. Was heißt das im Einzelnen? Wir können damit bestätigen, dass die Positionen von Frauen im Bereich Mathematik und Naturwissenschaften im Durchschnitt auffallend besser abgesichert waren als bei einer stochastischen Unabhängigkeit von Fach und Absicherung zu erwarten gewesen wäre. Dies drückt sich in absolut höheren Zahlen von Frauen in gesicherten oder führenden Positionen im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich aus. In der Medizin gibt es einen negativen Zusammenhang, der vor allem durch die ohne Absicherung tätigen Volontärinnen geprägt wird. Für die historisch-philologischen Fächer bestätigt sich einmal mehr, dass die Habilitationen und Anstellungen von Frauen sowohl zeitlich als auch in der Anzahl hinter diejenigen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zurückfallen. Auf eine weitere signifikante Beziehung ist aufmerksam zu machen, nämlich diejenige zwischen dem Anstellungsjahr und der unterschiedlichen Absicherung auf einer Stelle. Es ist sehr auffällig, dass zwischen 1933 und 1945 die berufliche Absicherung in den am höchsten erreichten Stellen signifikant schlechter war als im Zeitraum davor und danach (dies lässt sich z.B. auch für die Anstellung an der Universität Hamburg nachweisen). Im Wintersemester 1933/34 erfolgte ein Einbruch bei der Beschäftigung von Frauen von über 40% (von 14 auf 8 Frauen). Danach gab es wiederum eine Steigerung auf maximal 12 Frauen pro Semester im Zweiten Weltkrieg.

Ganz anders waren die Verhältnisse für die Frauen an einer anderen großstädtischen Universität, nämlich der Universität München. Hier wurde mit Adele Hartmann in der Medizin 1919 die erste Frau in Deutschland habilitiert. Erst 1930 kam es wieder zur Habilitation einer Frau. Im Münchener Personalverzeichnis wurden insgesamt nur vier Dozentinnen bis 1945 genannt. Hier stellen wir also einen sehr großen Unterschied zur Berliner Universität fest, den es noch zu klären gilt.

Für die Anstellung von Frauen in den wissenschaftlichen Positionen an den Universitäten lässt sich zusammenfassend Folgendes feststellen:

- Die Beschäftigung von Wissenschaftlerinnen war stark abhängig von den jeweiligen Universitäten und ihren Traditionen.
- Neuere Universitäten wie z.B. Hamburg waren Wissenschaftlerinnen gegenüber offener als alteingesessene Universitäten wie z.B. Marburg.
- Die Konstruktion und Realisierung frauentypischer Segmente in bestimmten Fächern an neueren Universitäten konnten aber auch wissenschaftliche Karrieren von Frauen verhindern, weil diese frauentypischen Karrieren eher im nicht wissenschaftlichen Bereich angesiedelt waren.
- Der Zusammenhang von relativ hohen Studentinnenanteilen mit wissenschaftlichen Ambitionen, hohen Promovendinnenzahlen und Habilitationen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern führte unter bestimmten Bedingungen zu einer Häufung von Frauen in wissenschaftlichen Karrieren in diesem Bereich.
- Zu diesen Bedingungen zählten häufig männliche Förderer von Frauen, wie z.B. der Mathematiker Felix Klein in Göttingen oder Gerhard Kowalewski in Bonn.

V. Einige Erklärungsfaktoren für die Diskontinuitäten und Brüche in den geschlechtsspezifischen Verteilungen und Zuschreibungen auf gesellschaftlicher Ebene

Zunächst wird der Einfluss einiger Faktoren kurz skizziert, um dann etwas ausführlicher auf administrative und politische, aber auch berufsständisch geforderte Regelungen und Lenkungen im Zusammenhang mit der krisenhaften Arbeitsmarktentwicklung am Ende der Weimarer Republik einzugehen.

Hinsichtlich der Vor- und Schulbildung lässt sich allgemein vermuten: Je intensiver die jungen Frauen z.B. mit Mathematik und Naturwissenschaften in ihrer Schulzeit in Berührung kamen, desto eher waren sie angeregt und in der Lage, diese auch damals als frauenuntypisch definierten Fächer zu studieren und darin eventuell Karrieren einzuschlagen. Eine adäquate Vorbereitung auf ein derartiges Studium wie auch auf die Medizin war vor allem auf den Studienanstalten, also den Mädchengymnasien, und durch private Vorbereitungen möglich, dagegen bis 1923 nicht an den Mädchenlyzeen. Tatsächlich gibt es Anzeichen auch quantitativer Art, dass hier ein Zusammenhang zwischen Schultypenbesuch und Studienfachwahl vorhanden ist. Als die Mädchenlyzeen auch auf das Abitur vorbereitenden akademisierten Unterricht erteilen sollten (1923), schuf diese Reform zunächst zahlreiche neue Stellen für Gymnasiallehrerinnen auch im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich. Dies hatte zur Folge, dass sich auch die weiblichen Studierendenanteile in diesen Fächern erhöhten. Mittelfristig

ging jedoch der Anteil der Abiturientinnen von Studienanstalten zugunsten derjenigen von Lyzeen zurück, weil ihre mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung der akademisierten Form an Lyzeen hinterherhinkte, so dass die adäquate Vorbildung und ausreichende Berührung mit diesen Themenfeldern möglicherweise abnahm. Hinsichtlich frauenuntypischer bzw. „teurer“ Fächerwahlen wie Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin²⁰ lässt sich feststellen, dass die ersten Studentinnen aus sozial höher gestellten Familien kamen als die Studentinnen anderer Fächer. Dies hängt mit den finanziellen Ressourcen, aber auch möglicherweise damit zusammen, dass gut situierte Studentinnen auch ungewöhnlichere, weniger für Frauen vorgesehene und damit schwieriger zu erreichende Karrieren anstreben konnten.

Zu den Diskontinuitäten und Brüchen in den Studienfächerwahlen und auch zu den Einbrüchen bei wissenschaftlichen Anstellungen von Frauen an den Universitäten lässt sich Folgendes feststellen: Wie die Auswertung der Daten über die Verteilung auf die Studienfächer zeigt, sind die Frauenanteile schon vor 1933 z.B. in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern rückläufig. Daher kann dieser Bruch nicht mit der frauenfeindlichen Politik der Nationalsozialisten erklärt werden. Vielmehr hat es schon seit 1930 eine Abdrosselung – so drückt sich das Deutsche Philologenblatt aus²¹ – z.B. der Studienratslaufbahn gegeben. In den süd- und mitteldeutschen Staaten wurde ein einschneidender Numerus clausus eingeführt bzw. in mehreren Jahren niemand mehr zum Lehramtsstudium zugelassen. Gehen wir davon aus, dass zu Beginn der Weltwirtschaftskrise viele Studentinnen der Fächer Mathematik und Naturwissenschaften ins höhere Lehramt strebten, erklärt dies auch einen Teil des relativen Rückgangs. Die geringen Zulassungszahlen – die Kultusministerien entschieden über die Zulassung einzelner Studierender zum Lehramtsstudium – zeigen zudem noch eine starke Benachteiligung von Frauen für Mathematik und Naturwissenschaften. In Preußen ließ man es bei scharfen Warnungen vor dem Lehramtsstudium in den Schulen, bei den Eltern und in der Berufsberatung bewenden, besonderes Gewicht wurde dabei auf die Überfüllung durch Studienassessorinnen gelegt. Der Sparerlass des Wissenschaftsministeriums vom 26.2.1931 und der Ausleseerlass vom Unterrichtsministerium vom 10.2.1931 sorgten für einen Rückgang der Klassenfrequenzen der unteren Klassen in den Höheren Schulen. Damit setzte ein Schneeballprozess ein, denn als Folge geringerer SchülerInnenzahlen wurden LehrerInnenstellen gestrichen, z.B. in Berlin und Brandenburg 150 AssessorInnenstellen. Das Philologenblatt spricht von 1000 verlorenen Stellen in kurzer Zeit²². Betont wird, dass die Höheren Mädchenschulen besonders gefährdet seien, in denen bis zu zwei Drittel Frauen beschäftigt werden konnten. Tatsächlich beläuft sich allerdings das Verhältnis von Männern zu Frauen an preußischen öffentlichen Mädchenschulen 1926 erst auf ca. eins zu eins. Für die Stellen in den Knabengymnasien hatten die Männer im Allgemeinen sowieso das Monopol. Im Deutschen Philologenverband wurden immer wieder Stimmen laut, angesichts der Arbeits-

²⁰ Ein Studium in Fächern mit Laborexperimenten war doppelt so teuer wie ein Studium der anderen Fächer.

²¹ Deutsches Philologenblatt 39, (1931), Nr. 3, S. 58f. v. 21.1.1931.

²² Deutsche Philologenblatt, 39 (1931), vom 13.8.1931, S. 530.

marktkrise und Berufsüberfüllung das Ende des Frauenstudiums herbeizuführen.²³ Es ist zu vermuten, dass aus allen diesen Gründen eine herbeigesehnte geschlechtsspezifische Wirkung, d.h. eine stärker die Frauen abweisende Wirkung, vor allem im Hinblick auf frauenuntypische Fächer eintrat.

Sicherlich kommt noch verschärfend die schlechte allgemeine Arbeitsmarktlage außerhalb der Gymnasien, also in der Industrie, in staatlichen Institutionen, in Versuchsanstalten etc. hinzu.

Was generell die wissenschaftlichen Karrieren und Anstellungen an den Universitäten anbelangt, ist zum einen auf das Gesetz zur Rechtsstellung der weiblichen Beamten (30.5.1932) und zum anderen für die NS-Zeit neben den Gesetzen zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums von 1933 auf den auch während des Krieges immer wieder bestätigten und betonten Erlass zu Assistentenstellen hinzuweisen. Laut § 2 Absatz 3 werden Frauen, deren wirtschaftliche Versorgung dauernd gesichert erscheint, keine besoldeten Assistenten, Ausnahmen bedürfen der Genehmigung des Ministers (Erlass von 1931/34/35)²⁴. Dieser Erlass, bestätigt durch zahlreichen Schriftverkehr im Wissenschaftsministerium, hat dazu geführt, dass Frauen, wenn sie überhaupt beschäftigt wurden, allenfalls als Volontärassistentinnen, meist ohne Entgelt und mit jederzeitiger Kündigung angestellt wurden. Dies konnte selbst in Arbeitsgebieten, in denen es promovierte qualifizierte Frauen gab, wie z.B. in den Naturwissenschaften und in der Mathematik, aber auch generell auf Jahrzehnte den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs verhindern.

Mit dem Erlass vom Juni 1937 durften Frauen grundsätzlich nicht mehr zu höheren Beamten, d.h. auch nicht zu Professorinnen, ernannt werden, weil diese Stellen nur Männern vorbehalten seien. In Einzelfällen konnte davon abgewichen werden. Ausnahmefälle sollten besonders in der Wohlfahrtspflege und dem Erziehungs- und Gesundheitswesen gemacht werden.²⁵

Als Letztes möchte ich eine administrative Exklusionsregel, die auch paradoxe Wirkungen hinsichtlich des Geschlechtes hatte, nämlich die wechselnden Habilitationsordnungen anführen. Die 1933 geänderte Habilitationsordnung für Preußen²⁶ machte es vermutlich Frauen unmöglich, die Venia Legendi zu erlangen. Der Minister musste die Habilitation genehmigen. Eine Voraussetzung war der Besuch einer NS-Dozentenakademie, in der sich der Habilitand durch strenge Lebensgemeinschaft mehrere Wochen charakterlich bewähren sollte, sowie die mehrmonatige Teilnahme an einem Wehrsportlager. 1935 wurde in einer neuen Habilitationsordnung²⁷ für das Deutsche Reich die Habilitation als zusätzliche Qualifikation als akademischer Grad von der

²³ Studium und Beruf, 2. Jg., Juli/August 1932, H. 7/8, S. 201, 214

²⁴ Bundesarchiv Berlin, Reichswissenschaftsministerium, R 21, 10824, Bestimmungen über wissenschaftliche Assistenten.

²⁵ Bundesarchiv Berlin, Reichskanzlei, R 43II/427, Bl.29–24, darin der Erlass des Reichsinnenministers an die obersten Reichsbehörden.

²⁶ Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, 75(1933), S. 277, Erlass vom 18.10.1933.

²⁷ Vgl. Studium und Beruf, 5. Jg., H. 1/2, Jan./Febr. 1935, S. 7f.

Dozentur getrennt. Als Dozent sollte nur zugelassen werden, wer Beamter werden könne. Die Landesunterrichtsverwaltung entschied dann aufgrund des Urteils des Leiters der Dozentenakademie, der Minister erteilte die Dozentur. Die Habilitation musste auch von der Landesunterrichtsverwaltung genehmigt werden; die Fakultät wurde dann ermächtigt, die Habilitation auszusprechen. Paradoxe Weise hat vermutlich diese verschärfende Neuregelung den wissenschaftlichen Karrieren von Frauen insofern genutzt, dass sie sich zumindest wieder habilitieren konnten, ohne aber die *Venia Legendi* zu erlangen. 1937 trat eine gewisse Lockerung ein, indem auf Drängen der Universitäten der Dozentenlehrgang und das Wehrsportlager auf vier Wochen zusammengefasst und die politischen Beurteilungen für die Habilitation in ihrer Bedeutung gemindert wurden²⁸. Es ist anzunehmen, dass diese Entwicklung auch einigen Frauen die Erlangung der Lehrbefugnis erleichterte.

VI. Fazit

- Die Theorie des *doing gender* erklärt und öffnet den Blick für die sozialen und kulturellen Prozesse der unterschiedlich intensiven Vergeschlechtlichung von Fächern und Karrieren.
- Die Wirksamkeit der Geschlechtstypisierungen von Studienfächern und Karrieren unterliegt einem Wandel.
- Bei einem neuen Phänomen wie dem Frauenstudium setzt sich ein Vergeschlechtlichungsprozess erst allmählich durch.
- Handeln Frauen geschlechtstypisierend konform, kann daraus eine Verminderung ihrer Karrierechancen folgen, wenn das Berufsfeld geschlechtlich segmentiert und hierarchisiert ist.
- Die administrative Exklusionspolitik von akademisch ausgebildeten Frauen begann bereits in der Überfüllungskrise am Ende der Weimarer Republik und wurde von den Nationalsozialisten verschärft fortgesetzt. Die Beschränkungen für die Hochschulkarrieren, für das höhere Lehramt, für die juristischen Berufe und bei den ärztlichen Niederlassungen ließ vermutlich das Risiko, den herrschenden Geschlechtsstereotypen nicht entsprechende Karrierewege einzuschlagen, zunehmend zu hoch erscheinen. Insofern kann vermutet werden, dass die Frauen unter diesen Bedingungen seit Mitte der 30er Jahre ihre Handlungen eher nach den geschlechtsspezifischen Normierungen ausrichten mussten.

²⁸ Bundesarchiv, Reichswissenschaftsministerium, R 4901, 707, Bl. 84f., Bl. 190ff., Rektorenkonferenz v. 11.5.1937, Erlass v. 11.5.1937 in: *Studium und Beruf*, 7. Jg., Heft 6, Juni 1937, S. 79. siehe auch die Habilitationsordnung von 17.2.1939 und deren Begründung einer Abkürzung des Verfahrens, *Studium und Beruf*, 9. Jg., H. 4, 4.4.1939, S. 60.

Archivalien:

Bundesarchiv Berlin:

Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, R 21 10824, R 21 10861, R 21 10848, R 21 765, R 21 428, R 21 484, R 4901 707; R 4901 732; Reichskanzlei, R 43 II / 427

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Abteilung Merseburg:

Kultusministerium, Rep. 76 Va Sekt 1 Tit. VIII, Nr. 8

Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin:

Akten des Kuratoriums der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin

Arbeiter- und Bauernfakultät der Humboldt-Universität Berlin

Asta-Akten der Friedrichs-Wilhelm-Universität Berlin

Habilitationsakten der Friedrich-Wilhelms- und Humboldt-Universität Berlin mit Angabe des Fachbereiches und Habilitationsjahr

Medizin-Fakultätsakten der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin

Personalakten der Handels/Wirtschaftshochschule Berlin

Personalakten des Kuratoriums der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin

Phil-Fakultätsakten der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin

Rektorats- und Senatsakten nach 1945 der Humboldt-Universität Berlin

Rektoratsakten der Humboldt-Universität Berlin

Studierendenverzeichnis der Friedrich-Wilhelms-Universität nach Microfishes des Universitätsarchives der Humboldt-Universität Berlin

Universitätsarchiv Göttingen:

Immatrikulationsverzeichnis Göttingen

Sekretariatsakten „Frauenstudium“ Universität Göttingen (zu Hörerinnen)

Studierendenverzeichnisse Göttingen ab Wintersemester 1922/23 in Heftform

Verzeichnisse der Quästur (1918-1919 durften keine Studierendenverzeichnisse erstellt werden, diese wurden nachträglich aus den Beständen der Quästur zusammengestellt)

Vorlesungs- und Personalverzeichnis Göttingen (1908/09-1917/18 und 1919/20-1922)

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen:

Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Hamburg

Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Marburg

Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg:

Dissertationsakten mit Fachbereich und Nummer

Dozenten- und Personalakten, 361-6 Hochschulwesen I

Studierendensekretariat der Universität Hamburg:

Studierendenkartei der Universität Hamburg

Universitätsarchiv zu Köln:

Dekanatsakten für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

Kuratoriums- und Verwaltungsakten

Personalakten

Personalbögen

Personalkartei (während des Zweiten Weltkrieges angelegte Kartei der „Berufsschicksale“ von AbsolventInnen der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften)

Phil-Fakultätsakten

Promotionsakten Universität Köln

Promotionsverzeichnis der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Köln-1919-1932

Rektoratsakten

Hessisches Staatsarchiv zu Marburg:

Catalogus professorum academiae Marburgensis. 2. Band: 1911-1971. Bearbeitung: Inge Auerbach. Marburg 1979

Rektorat und Senat der Philipps-Universität Marburg

Universitätspräsident der Philipps-Universität Marburg: Bestand 305a acc 1975/79 +1976/10 734
Lektoren und Assistenten 1925-36

Universitätspräsident der Philipps-Universität Marburg: Bestand 310 Acc 1975/42

Universitätspräsident der Philipps-Universität Marburg: Bestand 310 Acc 1983/15